

Martin Horváth

Mohr im Hemd

oder

Wie ich auszog,

die Welt zu

retten

Martin Horváth

Mohr im Hemd

oder

Wie ich auszog,
die Welt zu retten

Roman

Deutsche Verlags-Anstalt

Für Lily,
die in ihrem Haus und ihrem Herzen
schon vielen eine neue Heimat
geboten hat

Prolog

Damit Sie's gleich wissen: Meine Haut ist braun. Dunkelbraun. Man könnte auch sagen kaffeebraun, was man natürlich in dieser Stadt der tausend Kaffeehäuser etwas präziser formulieren muss: Je nach Tageslicht und Laune zeigt sich mein schöner Teint nämlich einmal heller, einmal dunkler, schimmert morgens meist in feinem Melangebraun, gibt sich mittags kleiner- oder größerbraunerbraun, verfärbt sich nachmittags zu elegantem Einspännerbraun, um am Abend schließlich – Herr Ober, zahlen bitte – bei sattem Espresso- oder Mokkabraun zu landen.

In dieser Stadt der tausendundein Konditoreien kann man Kaffee natürlich nicht ohne Kuchen- oder Tortenstück genießen. Doch Linzer Torte will ich nicht, auch Apfelstrudel kommt mir keiner auf den Tisch, es steht mir der Sinn nicht nach Indianerkrapfen oder anderem Unfug für Bleichgesichter, nein, Herr Ober, ein Mohr im Hemd muss es sein, so viel ist klar. Mohr im Hemd will ich, sonst fühle ich mich nicht wohl in meiner Haut, Mohr im Hemd krieg' ich, sonst wähne ich mich nicht willkommen in diesem Land.

So. Nachdem wir das geklärt haben, können wir ja beginnen. Mein Name ist Ali und ich bin neu in dieser Stadt. Seit kurzer Zeit lebe ich in einem Heim unweit der Donau und kenne mittlerweile alle hundertdreißig Mitbewohnerinnen und -bewohner sowie alle Betreuerinnen und Betreuer beim Namen. Die wundern sich, wenn ich sie morgens und mittags und abends auf langen Gängen und engen Treppen begrüße: Wie kannst du dir die Namen so schnell merken, Du bist doch gerade erst angekommen, Du bist ja noch so jung, so staunen sie in vierzig Zungen. Das ist ja wirklich kein

großes Kunststück, entgegne ich bescheiden, einem jeden in seiner Sprache. Erstaunlich, sagen sie und schütteln Köpfe mit schwarzen, weißen, gelben und braunen Gesichtern.

Gelb: Da gibt es zum Beispiel einen, der ist ein Sohn der mongolischen Steppe, er zieht ein Bein beim Gehen hinterher, Männer in Uniform haben es vor zwei Jahren zertrümmert, um ihn zum Reden zu bringen. Er trägt trotzdem die Sonne im Gemüt, doch sei gewarnt, Fremder, vor seinem Fahrtwind – die Eintöpfe, die seine Frau tagtäglich in der winzigen Kochnische ihres Zimmers zubereitet, er zieht ihren Nachhall hinter sich her wie eine Braut die Schleppe ihres Kleides. Weiß: Da ist ein anderer aus den Schluchten des Balkans zu erwähnen, bleichgesichtig schleicht er die schäbigen Gänge entlang, treppauf, treppab, den ganzen Tag über und nicht selten auch nachts, plötzlich ist er hinter dir, neben dir, den jungen Mädchen ist er nicht ganz heimlich, er spricht nicht viel, und man sagt, er habe Schreckliches erlebt, bevor er fliehen konnte aus den kargen Bergen seiner Heimat. Braun: Da haben wir einen, der floh aus Westafrika, das Ehepaar in der Wohnung darunter beschwert sich, weil er in seinem Zimmer stundenlang auf und ab und ihnen auf die Nerven geht. Außerdem haben wir ein Paar aus dem wilden Kurdistan, sie vermehren sich mit atemberaubender Geschwindigkeit, jede Woche gibt es ein blassbraunes Kind mehr, das ängstlich hinter der Tür hervorlugt. Und dann, dann ist da natürlich noch die Schwarze Köchin, der Meereswind, der wolken-schwere, hat sie von einer fernen Insel in trockenere Gefilde geweht. Man kann nicht sagen, dass sie mit Geist oder Anmut gesegnet wäre, aber, jedoch, obschon: Wenn sie kocht, wenn sie schnetzelt und hackt und knetet und rührt in ihrer Puppenküche, dann sprechen die Götter aus ihr mit tausend Stimmen. Der Reisgott Xamun, der von den Bewohnern Bhutans verehrt wird; der dreiköpfige Gomilo, dem die Köche Avusturiens Schreine errichtet haben in ihren Küchen; Myi-Xhi-Lin, die Sternenglänzende; Ibeorga, die Schöne, Ibeorga, die Schreckliche: Sie alle schweben über den Töpfen, sie schleichen wie Katzen um die Beine der Schwarzen Köchin,

sie sitzen am Wackeltisch und klappern wie ungezogene Kinder mit billigem Blechbesteck und warten voller Ungeduld darauf, endlich, endlich ihre göttlichen Zähne in irdische Genüsse schlagen zu dürfen. Nicht zuletzt wären da meine unmittelbaren Mitbewohner im obersten Stock zu erwähnen, so jung, so unschuldig, ach, und dann müsste ich natürlich über Mira berichten – – doch genug, genug! Nicht alle sollen sich hier in den Vordergrund drängen, es gibt ja ohnehin keinen, keinen Einzigen hier im Haus, der mir auch nur ein Glas Wasser reichen könnte.

Was all diese Menschen, seien es Kinder, Jugendliche oder Erwachsene, miteinander verbindet: Sie warten. Geduldig oder ungeduldig, ängstlich oder zuversichtlich, apathisch oder voller Tatendrang warten sie auf Papiere. Papiere mit Stempeln, Papiere, die ihnen erlauben, ihre Flucht zu beenden und anzukommen in diesem Land, Papiere zum Arbeiten, zum Leben, zum Hoffen, Papiere, auf denen ihr Menschsein amtlicherseits bestätigt wird: Eine Unterschrift hier und dann noch eine da, und nun der Nächste, aber dalli, dalli!

Warum sage ich »sie« und schließe mich nicht ein in ein »Wir«? Ich sitze ja auch in diesem Asylwerberheim genannten Wartesaal, in dieser Bahnhofshalle, von deren Gleisen ein Zug abfahren und die Wartenden an ihr Ziel bringen wird, vielleicht, irgendwann, man weiß nicht wann, man weiß nicht wirklich wohin, vielleicht geht es auch wieder zurück zum Ausgangsort. Ja, wir leben Tür an Tür, doch ansonsten habe ich nicht viel gemein mit den Menschen um mich herum. Es sind gute Menschen, ich liebe sie alle, ja, aber was habe ich mit Bauern und Hirten zu schaffen, die ihren verlorenen Hühnern und Schafen und Gänsen nachweinen? Ich, ich gebe nur vor zu warten, denn in Wahrheit gibt es nichts, auf das ich warten müsste. Ich brauche niemand, der meine Flucht für abgeschlossen erklärt, ich brauche keinen, der mir erlaubt, Mensch zu sein, der mir die Lizenz zum Leben, die Genehmigung zum Arbeiten erteilt. Ich *bin* Mensch, ich lebe, und Arbeit, Arbeit gibt es hier im Haus genug für mich.

Woher kommst du, Ali, fragen mich meine Mitbewohner. Ist das wirklich so wichtig, gebe ich mit gelangweilter Miene zurück. Doch dann antworte ich geduldig: Ich komme von dort, wo die Wüste, die endlose, sich ins Meer hinausschiebt mit gelbsamtenen Zungen, antworte ich dem einen, der seine Heimat an den Gestaden Westafrikas vermisst; ich bin da geboren, wo Palmlblätter sich im Wind wiegen und das Himmelsblau nichts kennt als die Sonne. Ich auch, sagt er, mit Tränen in den Augen, ich auch! Ich bin da zu Hause, wo die Musik zu Hause ist, so lautet meine Antwort für die Götterköchin; auf jener Insel im Meer der sieben Farben bin ich zu Hause, wo die Musik auf den Straßen und Plätzen und in den Farben der Kleider wohnt, in den Bewegungen der Menschen und in ihrer Sprache, ja, sogar in den tanzenden Besen der Straßenkehrer. Ach, hör doch auf, sagt sie seufzend und schickt einen wasserblauen Blick in die Ferne. Bruder, sagt ein Dritter zu mir und umarmt mich, als ich ihm anvertraue, dass meine Heimat da ist, wo die Berge, die wolkenverhangenen, sich über feuchtgrünen Wäldern türmen. Bruder, fragt er, hast du was zum Rauchen mitgebracht?

Ali ist natürlich nicht mein richtiger Name. Man verstehe mich nicht falsch – es liegt mir fern, den Schwiegersohn des Propheten zu beleidigen. Aber Ali heißt heutzutage jeder zweite Taxifahrer, jeder Kebabverkäufer hört auf diesen Namen oder auch das jüngste von zweiundzwanzig Kindern, dessen Eltern das letzte bisschen Fantasie bei der Zeugung aus den aufgeregten Körpern geschwitzt haben. Mein richtiger Name, ein Name, wie ihn nur von der Natur begünstigte Erstgeborene verdienen, ist viel klangvoller, viel größer. Mein Name ist ein Sturm über der Wüste, in meinem Namen, da spiegeln sich nächtens die silbernen Sterne, und es singen die Vögel, die tausendbunten. Doch diesen Namen, meinen richtigen Namen, kennt nur meine Familie. *Kannte* nur meine Familie, muss ich sagen, denn ich bin der Einzige, der übrig geblieben ist, und von mir wird niemand diesen Namen erfahren. Ali, das merkt sich einfach jeder, selbst der dümmste Rassist, selbst der kleinkarierteste Spießbürger kann den Namen aussprechen, ohne dabei über die eigene

Zunge zu stolpern, ja, sogar der zerstreute Professor, der dafür bezahlt wird, den Neuzugängen im Haus das Seelenstethoskop an den nachtschwarzen, steppengelben oder angstbleich pochenden Busen zu legen, sogar er hat sich den Namen gemerkt. Herr ... äh ... Herr Ali, sagt er, mein Nachname ist ihm dann doch zu kompliziert, Sie haben wirklich eine bemerkenswerte psychische Konstitution! Er blättert ein wenig in meiner Akte. Wirklich erstaunlich bei all dem, was Sie erlebt haben, fügt er hinzu. Sehr erfreut, Herr Doktor, danke, Herr Doktor, auf Wiedersehen, Herr Doktor!

Bei all dem, was Sie erlebt haben. Man erwarte jetzt nicht von mir, dass ich im Detail über diese Erlebnisse berichte. Es gibt ja auch nicht allzu viel zu berichten: ein bisschen Folter hier, ein bisschen Einschüchterung da, meine Mutter und meine Geschwister hat man umgebracht, mein Vater ist verschollen, ich habe mich aus dem Staub gemacht, keine besonderen Vorkommnisse, nicht der Rede wert, das Übliche eben.

Wie kommt es, dass du so viele Sprachen sprichst, Ali, Und so völlig ohne Akzent, Und Fehler macht er auch keine, so wundern sich meine guten Mitbewohner. Meine Mutter hatte eine Sprachschule, lautet die Antwort des Bildungsbürgers in mir. Mein Vater war Diplomat, wir sind jedes Jahr in ein anderes Land übergesiedelt, so spricht der Weltbürger. Der Kleinbürger gibt zu Protokoll: Ich habe immer brav und fleißig gelernt. Und als Bewohner jenes weiten Landes namens Poesie nehme ich die Leier zur Hand und beginne zu singen: Von Babylon da komm' ich her, dort stand ein großer Turm, ich wohnte unter seinem Dach, bevor er fiel im Sturm. Und es staunen die Bauern, und die Hirten verharren in schweigender Andacht. Wie alt bist du, Ali, fragen sie dann weiter. Euch erstaunt wohl meine Reife und mein großes Wissen, Ihr Lieben? So ist es, antworten sie im Chor und harren meiner Worte. Da, wo ich herkomme, zählt man nicht die Monate oder Jahre, erkläre ich geduldig. Aber was steht in deinen Papieren? Auf Papier steht geschrieben, dass ich zu alt bin, um nur zu spielen, zu jung, um ohne Wunsch zu sein. Ratlos blicken sie mich an, die Lieben. Also

gut, gebe ich mich geschlagen, wenn ihr darauf besteht, dann ver-
rate ich es euch: Offiziell bin ich fünfzehn, inoffiziell einundfünfzig,
was keinen Unterschied macht, denn Altersangaben sind, wie jeder
weiß, kommutativ.

Melange- bis mokkabraun ist meine Haut, ich betone das noch
einmal, damit es nachher nicht heißt, ich hätte es verschwiegen,
Mohr im Hemd will ich, ich sagte es schon, und es wartet, auch
das wurde schon erwähnt, viel Arbeit auf mich. Worin besteht
diese Arbeit? Nun, meine Aufgabe ist es, den Geschichten meiner
Mitbewohner hinterherzuspüren. Es sind Geschichten mit vielen
exotischen Namen, die schwer zu merken sein mögen, Geschich-
ten, so sei ausdrücklich gewarnt, in denen eindeutig die dunklen
Kapitel überwiegen. Dunkel, weil viele Bewohner dieses Hauses
Schlimmes erlebt haben; dunkel, weil manche nichts von sich preis-
geben wollen; dunkel aber auch, weil nicht immer klar ist, ob sie
die Wahrheit sagen oder sie zurechtbiegen und Dunkles erfinden,
um sich zwecks Erlangung von Asyl in ein besseres Licht zu rücken.
Ich, ich bin jedenfalls hier, um die Geschichten aufzuspüren, sie der
Finsternis zu entreißen, um solcherart Licht ins Dunkel zu bringen,
und zwar in jeder Hinsicht.

1

Manche Geschichten muss man nicht suchen, sie finden einen. Schon
früh am Morgen herrscht Aufregung im Haus: Im dritten Stock
haben sie Salva, einen Mitbewohner aus dem Sudan, abgeholt, haben
ihn davongezerrt, seine Frau hat geschrien und sich auf die Männer
in Uniform geworfen, doch es hat nichts geholfen. Habe ich etwas
getan, um diese Abholung zu verhindern? Ich muss gestehen: Nein,
habe ich nicht. Ich lag in der wohligen Wärme meines Bettes, Mira,
meine Göttin, ruhte im Traum an meiner Seite, ich blickte in ihre
tiefgrünen Augen, ich griff nach ihrer Hand, ich – – – und da ging
schon das Geschrei los und riss nicht nur Salva fort von seiner Frau
und den zwei Kindern, sondern auch mich von Miras Seite. Als ich
aufstehe und bettschwer Richtung Bad wanke, ist es längst zu spät.

Man wirft Salva vor, mit Drogen gehandelt zu haben. Stimmt
der Vorwurf, wird man nun fragen, ich muss jedoch gestehen, ich
weiß es nicht. Zu kurz bin ich erst im Haus, zwar weiß ich vieles,
doch leider noch nicht alles. Ich habe daher auch keinen Trost für
Salvas Frau. Man wird ihn wahrscheinlich, ob die Anschuldigun-
gen nun berechtigt sind oder nicht, bald in ein Flugzeug setzen,
vielleicht sogar in die Passagierkabine, wenn er brav ist, man wird
ihn an den Sessel binden, ihm vielleicht Mund und Nase zukleben,
damit er die Urlaubsstimmung ringsum nicht durch seinen Atem
verpestet, und wenn er Glück hat, dann wird er lebend dort ankom-
men, wo man ihn ein Jahr zuvor totzuprügeln versuchte. Das klingt
hart? Oder zynisch? Nun, man soll die Dinge beim Namen nennen.
Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose. Schweinescheiße ist Schwe-
nescheiße ist Schweinescheiße.

Offiziell – das habe ich bisher verschwiegen – gehöre ich ja zu den sogenannten UMFs, den Unbegleiteten Minderjährigen Flüchtlingen. Unsere betreute Wohngemeinschaft für derzeit zwölf Jugendliche liegt im vierten und letzten Stock des Hauses und nennt sich Leo, hierzulande die Bezeichnung für jenen Ort beim Fangenspielen, an dem man sicher ist und nicht abgeschlagen werden kann. Zwar haben wir nicht direkt mit den Erwachsenen in den anderen Stockwerken zu tun, und wenn wir etwas von »unten«, wie es heißt, erfahren, dann stammt es oft aus zweitem oder drittem Munde, wurde wiedergekaut in verschiedenen Sprachen, und was bei diesem mehrsprachigen Stille-Post-Spiel ankommt, ist mit Vorsicht zu genießen. Aber auch bei uns weiß man bereits über den Polizeieinsatz Bescheid, und am Frühstückstisch wird eifrig darüber diskutiert, ob Salva nun tatsächlich Drogen verkauft hat und ob man ihn wohl abschieben wird.

Ich will mich gerade vom Frühstückstisch erheben, um mich langsam auf den Weg zum Deutschkurs zu machen, als plötzlich Adolphe Mwenga aus dem zauberhaften Kongo in die Küche stürmt. Du musst putzen, Ali, stört er meine Kreise, du bist auf die Liste, Badezimmer und Klo. Erstens heißt es »auf *der* Liste«, korrigiere ich meinen schwarzen Bruder, und zweitens bin ich nicht in dieses Land gekommen, um Scheißhäuser zu putzen, es gibt andere, die das viel besser können als ich, die das gerne tun, weißt du. Alle müssen putzen, beharrt Adolphe, dann stürmt er aus dem Zimmer. Zwei Minuten später ist SIE da: Mira, mein Täubchen, begrüße ich sie.

Mira also. Mirela Obranović gehört, obwohl auch sie die Fremde in sich trägt, nicht zu den Wartenden im Haus. Sie ist einer von fünfundzwanzig Menschen, deren Aufgabe darin besteht, hundertdreißig anderen Menschen beim Warten zuzusehen. Was Miras konkreten Arbeitsbereich betrifft, gibt es gewisse Auffassungsunterschiede: Laut Heimleitung obliegt ihr zusammen mit vier Kolleginnen und Kollegen die Betreuung der UMFs; tatsächlich weilt sie natürlich einzig und allein für mich auf Erden, und sie ist, es gibt da gar keinen Zweifel, die schönste Frau auf diesem Planeten.

Ich bin nicht dein Täubchen, glaubt sie widersprechen zu müssen, und du solltest nicht mehr in der Küche, sondern im Bad beim Putzen sein. Kommt heute noch hoher Besuch, weil alle vom Putzen sprechen, frage ich. Du bist frech, Ali! Ach, nicht frecher als notwendig, gebe ich zurück. Ali, ich weiß, dass es dir nicht gut geht, sagt sie seufzend, dass du ... Es geht mir blendend, unterbreche ich sie. Na, umso besser! Dann erinnere dich bitte an das, was wir bei deiner Ankunft besprochen haben: Es wird jeden Tag geputzt, es gibt eine Liste, und jeder kommt in regelmäßigen Abständen für die verschiedenen Dienste dran. Aha, jetzt sind wir also unter die Bürokraten gegangen. Nein, aber es gibt gewisse Regeln, die für das Zusammenleben notwendig sind und an die man sich zu halten hat. Ach, und jetzt werden wir autoritär ... Sie spricht weiter auf mich ein, schließlich muss ich an das Wort vom Klügeren denken und gebe nach. Aber nur, weil du es bist, mein Täubchen, rufe ich ihr hinterher.

Und nun putze ich also, putze Fliesen, putze Spiegel, putze Klinken, putz' und striegel'. Natürlich, es ist ganz klar, man lässt sich einfach ein paar Neger aus Afrika kommen, man hält sich eine Handvoll Nigger zum Putzen, wozu denn sonst, dazu sind sie ja schließlich da! Man gibt sich humanitär, aber dann kommt ja doch wieder die hässliche Fratze des Rassismus zum Vorschein. Aber müssen alle putzen, sagt Adolphe, der mit mir gemeinsam das Putztuch schwingt, wer soll sonst machen? Na, eine Putzfrau, sage ich. Wenn du hast Wohnung, sagt er, später, du hast auch kein Geld für ein Putzfrau. Ach, ihr seid ja alle schon gehirngewaschen, gehirngeputzt seid ihr! O Lord, stimme ich in den uralten Klagegesang meiner schwarzen Brüder und Schwestern ein, where art Thou who banisheth every sorrow and setteth free every slave, Thou who art the Redeemer of every soul, where art Thou to help me in this hour of darkness and despair! Die Ketten an meinen Fußgelenken rasseln, die Klomuschel seufzt, während Meister Proper und ich ihr den kühlen Leib polieren. Dir geht es doch noch gut, sagt sie zu mir, aber ich, ich sehe den ganzen Tag nur Ärsche! Mor-

gens, mittags, abends, nachts – nichts als Ärsche! Große Ärsche, kleine Ärsche, schwarze Ärsche, weiße Ärsche – sei froh, dass dir dieses Leben erspart bleibt. O Lord, wende ich mich von diesem Elend ab und dem Spiegel über den beiden Waschbecken zu. Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der Ärmste im ganzen Land, befrage ich mein blitzblankes Gegenüber, bereue es jedoch im selben Augenblick. Ich habe genug davon, unausgeschlafene Gesichter wiederzugeben, klagt mir der Spiegel sein Leid, ich möchte gerne zu mir selbst finden, erklärt er mir. Doch ich habe genug von analfixierten Klomuscheln und frustrierten Spiegeln und verlasse fluchtartig das Bad.

Mein Tagwerk wurde gestört, mein Tagesablauf durcheinandergebracht. Nach dem Frühstück fliegen normalerweise alle aus, um nach mehr oder weniger kurzem Flug in irgendeinem Kurs zu landen: im Alphabetisierungskurs, im Deutschkurs für Anfänger, im Deutschkurs für Fortgeschrittene, im Hauptschulabschlusskurs, im EDV-Kurs, es gibt kaum einen Kurs, den es nicht gibt, manche davon finden im Haus statt, andere wiederum außerhalb. Also lautet ein Beschluss, dass der Mensch was lernen muss; man lernt also, man studiert, man bildet sich, ich bilde mich, du bildest dich, er/sie/es bildet sich, man bildet sich weiter, man bildet sich fort, man bildet sich und so weiter und so fort. Bildung ist das halbe Leben, trichtert man uns ein, ohne Bildung keine Integration, und bildet euch nur nicht ein, ihr wüsstet schon alles.

Ich habe mich freiwillig zum Deutschkurs gemeldet, aber natürlich nicht, um Deutsch zu lernen – das beherrsche ich weit besser als Lukas Neuner, unser sogenannter Lehrer –, sondern um an meinen Mitbewohnern und ihren Geschichten dranzubleiben. Woher kommst du, lautet des Lehrers Frage heute, und obwohl es sich um eine Wiederholung der Lektion vom Vortag handelt, gelingt es nur den wenigsten meiner Mitbewohner, die Frage richtig zu beantworten und an den jeweiligen Sitznachbarn weiterzugeben.

Ich stamme vom Planeten Erde am Rande der Milchstraße, lautet meine Antwort, als ich an der Reihe bin. Und wo stand deine Wiege, mein schönes Kind, befrage ich Amal, die keineswegs schön und auch kein Kind mehr ist, höchstens eines von Traurigkeit. Ich komme von The Gambia, antwortet sie und senkt errötend den Blick. Wunderbar, lobt der Mann, der meint, uns Deutsch beibringen zu können. Ich bin dreiunddreißig Jahre alt, fährt er fort, und wie alt bist du, fragt er Amal. Siebzehn, antwortet Amal, noch immer mit geröteten Wangen, wobei es ja Bleichgesichter gibt, die der festen Überzeugung sind, Menschen mit schwarzer Hautfarbe könnten weder erröten noch erleichen, und ich frage mich, ist das Wangenrot immer noch auf mein großzügiges Kompliment zurückzuführen oder ist es die Lüge über das eigene Alter, die Amal die Schamröte ins Gesicht treibt. Ich nehme ihr die Altersangabe nämlich nicht ab, oder vielmehr, man müsste ihr das eine oder andere Jahr abnehmen, um auf siebzehn zu kommen, und wenn wir schon beim Abnehmen sind – es würde ihr durchaus nicht schaden, auch gleich ein paar Kilo loszuwerden. Okay, okay, wäre Mira im Raum, würde sie mir jetzt auf die Finger klopfen. Das geht dich überhaupt nichts an, höre ich sie sagen. Jaja, ich weiß, du hast ja recht.

Warum Amal Mbowe aus dem reizenden Gambia sich jünger macht, als sie tatsächlich ist? Nicht etwa aus Eitelkeit, nein, sondern natürlich, um ein klein wenig besser gerüstet zu sein für die schwindelerregenden Abgründe des hiesigen Asylsystems. Das Gleiche gilt übrigens auch für Adolphe Mwenga aus dem zauberhaften Kongo – der Mann mit dem unzweifelhaft schönsten Vornamen im Haus, der Mann mit dem kessesten Oberlippenbärtchen –, denn obwohl sein Bärtchen ein flaumiges ist, muss man auch bei ihm zu den offiziellen siebzehn ein paar inoffizielle Jährchen hinzurechnen. Mehr darf und will ich dazu nicht sagen, denn es könnte von den übereifrigen Beamten des Bundesabschiebeamtes gegen Adolphe oder Amal ausgelegt werden.

Vor dem Kursraum im Erdgeschoss des Hauses läuft mir Mira über den Weg, die gerade aus dem Büro der Anstaltsleiterin tritt. Gemeinsam besteigen wir den Lift, doch leider zwingt sich im letzten Augenblick Hans Pogatschnigg als störende Präsenz zwischen uns. Hans, leicht zu erkennen an der Nickelbrille, am stets zerknitterten T-Shirt, den fleckigen Jeans und der immer etwas zerdrückten Frisur, ist einer von fünf Betreuern, die sich mit Mira den Dienst teilen, sodass tagsüber immer zwei, nachts einer anwesend ist, dazu kommen noch unser Chefaufseher und ein Zivildienstleistender.

Nenn' sie nicht Schafzüchter und Ziegenhirten und Kameltreiber und Kuhdungsammler, weist Mira mich zurecht, als ich ihr von den kaum merklichen Fortschritten meiner Mitbewohner im Deutschkurs berichte. Jaja, du hast ja recht, mein schönes Kind, gebe ich mich zerknirscht, aber ich liebe sie ja trotzdem alle, auch wenn sie Bauern und Hirten sind. Nenn mich nicht schönes Kind, wehrt sie sich gegen mein Kompliment. Aber du bist doch schön! Sie lächelt. O, wie überlegen sie sich gibt, ha, aber sie fährt sich trotzdem mit dem Fingerkamm durchs rotbraun schimmernde Haar! Vielleicht. Aber ich bin nicht dein Kind, im Gegenteil, ich könnte deine Mutter sein. Meine Mutter? Das heißt also, es wäre Inzest, mit dir ins Bett zu gehen? Na hallo, glaubt Hans sich empören zu müssen. Du bist ein unverschämter Bengel, wirft Mira mir an den Kopf. Ja, mein schöner Engel, flöte ich ihr zu.

Woher kommst du, fragte ich sie gleich an meinem ersten Tag im Haus. Ist das wirklich so wichtig, gab sie zurück. Aus Wien, antwortete sie bei meinem zweiten Versuch, doch ich wusste, dass sie nicht die Wahrheit sagte, auch wenn sie ein wunderbar melodisches, akzentfreies und beinahe fehlerloses Deutsch spricht. Ich komme aus einem Land, antwortet sie mir nun, als der Lift im vierten Stock mit einem Ruck stehen bleibt, in dem Menschen jahrzehntelang Nachbarn, Kollegen, Freunde gewesen waren und sich plötzlich gegenseitig die Schädel einschlugen. Ich bin in einer Stadt aufgewachsen, in der Katholiken, Muslime und Orthodoxe Tür an Tür wohnten und sich trotzdem von einem Tag auf den anderen

nur noch mit Gewehren unterhielten. Ich verstehe, sage ich. Gar nichts verstehst du, sagt sie und tritt gemeinsam mit Hans auf den Gang hinaus.

Auch ich verlasse den Lift und blicke ihr hinterher, wie sie mit kaum merklichem, aber umso betörenderem Hüftschwung von dannen schwebt. O, ich sollte Gedichte schreiben für sie ... Du Stern über strahlenden Städten, Mond über milchigen Meeren, Muse mit melischem Munde, du, und Braut mit den bronzenen Brüsten, Körbchengröße A übrigens, klein und fest, genau so, wie sie sein sollen, ihre Füße sind vielleicht ein bisschen groß geraten, Schuhgröße 40, sind aber schlank und elegant und durchaus wohlproportioniert. Und diese Füße tragen sie nun hinaus aus meinem Blickfeld Richtung Büro, ich hingegen steuere auf die Küche zu, denn es ist Zeit fürs Mittagessen.

Die Erwachsenen in den unteren Stockwerken kochen selbst, und die unterschiedlichsten Gerüche, die dabei tagtäglich das Haus durchziehen, vermengen sich zu einer Mischung aus Vertrautem und Unbekanntem. An guten Tagen liegt Heimat für alle in der Luft, an schlechten Fremde, meist aber reicht es bloß für das Niemandsland dazwischen. Wir im Leo hingegen werden mittags bekocht, so soll es auch sein, wir sind ja noch Kinder, wir sind zu klein, um zum Herd hinaufzugelangen. Nachdem mir der Eintopf, der heute auf dem Speiseplan steht, nicht scharf genug ist, füge ich ein bisschen von meiner selbst zubereiteten Gewürzmischung hinzu. Scharf, fragt Kamal das Kamel, das sich zu mir an den Tisch gesetzt hat. Nicht sehr, antworte ich. Darf ich probieren? Aber natürlich. Er nimmt eine Prise zwischen Daumen und Zeigefinger und streut sie über seinen Teller. Nach dem dritten Bissen wird sein Gesicht rot, nach dem fünften blau, dann beginnt es aus seinen Ohren zu rauchen. Ist alles in Ordnung, Kamal, frage ich besorgt. Kamal, hallo, geht es dir gut? Er ist tot, stellt Afrim Destani aus dem idyllischen Kosovo mit Kennerblick fest. Es dauert zehn Minuten und braucht drei Liter Wasser, bis sich Kamals Gesichtsfarbe normalisiert hat und er wieder sprechen kann.

Kamal, oder eigentlich Abu-Bakr al Kamal, wird übrigens nie lernen, mit Besteck zu essen. In seiner Heimat im hintersten Gewinkel Afghanistans hinter den Bergen bei den sieben Schergen sind Gabel und Löffel unbekannte Instrumente, Instrumente, mit denen er hier zum ersten Mal konfrontiert wurde. Er gibt sich Mühe, das kann man ihm nicht absprechen, doch bis jetzt hat sich diese Mühe nicht bezahlt gemacht. Auch sonst ist er nicht gerade der Hellste, um es großzügig zu formulieren, warum ausgerechnet so jemand Kamal, also Vollkommenheit heißt, ist mir schleierhaft. Bakr bedeutet übrigens Kameljunges, und das trifft den Nagel schon eher aufs hohle Geköpf. Sein Blick folgt jedenfalls angestrengt den Bewegungen der eigenen Hände, als würden diese vom Besteck geführt und nicht umgekehrt. Willst du nicht lieber die Werkzeuge verwenden, die dir Allah in seiner unendlichen Weisheit geschenkt hat, frage ich ihn. Er blickt fragend zurück, Unverständnis in den jungen Kamelaugen, Unverständnis, aber auch große Gutmütigkeit, das muss man ihm zugutehalten.

Manchmal wird beim Essen lautstark diskutiert, in einer Melange aus Deutsch, Englisch und verschiedenen anderen Sprachen wird da über Fernsehsendungen, Fußball, das Internet oder über Pop- und Filmstars gesprochen, man redet über Computerspiele oder die neuesten Mobiltelefone, die sich ohnehin niemand leisten kann. Es gibt aber auch Tage, an denen kaum oder gar nicht gesprochen wird, Tage, an denen die Küche mit ihren zwei langen Tafeln zum klösterlichen Refektorium wird. Und jeder meiner Brüder und Schwestern verharret dann in selbst auferlegtem Schweigen, jeder ist in seine eigene Welt mit jeweils eigenen Problemen eingesponnen, ein Dutzend Paralleluniversen füllt an diesen Tagen die Weiten des Weltalls, und dazwischen klaffen riesige schwarze Löcher.

Heute ist so ein Schweigetag, doch Afrim aus dem lieblichen Kosovo versucht gerade, die Löcher mit viel Getöse zu stopfen. Wo ist dein Mann, fragt er Mira, die sich ebenfalls eine Portion vom Eintopf geholt und sich auf einen freien Platz neben Afrim gesetzt hat. Wie kommst du auf die Idee, dass ich einen Mann habe, gibt

sie mit hochgezogener Augenbraue zurück. Afrim deutet mit dem Daumen ans andere Ende des Tisches. Du hast Tochter, sagt er. Miras Töchterchen Alenka blickt auf. Sie kommt nach der Schule oft ins Haus, ihr elfter Frühling zieht dieser Tage blütenbunt ins Land, und sie ist ganz die Frau Mama, das gleiche Augengrün, der gleiche Lippenschwung, der gleiche rötliche Schimmer im braunen Haar. Mira meidet Alenkas Blick. Um Kinder zu haben, braucht man heutzutage keinen Mann, sagt sie schulterzuckend. Wie willst du Kind machen ohne Mann, fragt Afrim hitzig, als fühlte er sich persönlich um seine Daseinsberechtigung als Mann betrogen. Mira beginnt, verschiedene Methoden der künstlichen Befruchtung aufzuzählen und amüsiert sich dabei ganz offensichtlich über Afrims verständnislosen Blick. Sie scheut auch nicht davor zurück, auf die Möglichkeit der Unbefleckten Empfängnis zu verweisen, doch ich merke, dass ihr das Thema trotz des scherzhaften Tons unangenehm ist.

Nun gut, wenn die Mutter nicht sprechen will, dann wird eben das Töchterchen befragt. Wo ist dein Vater, frage ich sie, nachdem sie sich vom Mittagstisch erhoben hat und Mira wieder Richtung Büro verschwunden ist. In manchen matriarchalischen Kulturen des östlichen Mittelmeerraumes, so lautet die Antwort des guten, für sein Alter ziemlich reifen Kindes, haben sich die Königinnen einen Mann für ein Jahr ausgesucht, haben ein Kind von ihm bekommen, am Ende des Jahres wurde er dann geopfert und das Blut seiner Geschlechtsteile auf den Feldern verteilt. Ich muss schlucken, ich greife mir verlegen an *meine* Geschlechtsteile, ja, es ist noch alles dran, was so zur Ausrüstung gehört, stelle ich erleichtert fest. Ich wusste gar nicht, dass deine Mama eine Königin ist, sage ich. Hat sie dir das nicht erzählt? Ohne meine Antwort abzuwarten, dreht sie sich um und hüpfert singend und dem Schachbrettmuster der Bodenfliesen folgend aus meiner Ratlosigkeit davon.

Da ich ein braver Schüler bin, erledige ich meine Hausaufgaben gleich nach dem Mittagessen. Es ist Viertel vor zwei. Es ist 18.15 Uhr. Es ist halb acht. Heute ist Dienstag. Übermorgen ist Donnerstag.

Wie heißen Sie? Ich heiße Kunibert Kleppenkamp. Es freut mich, Sie kennenzulernen, Herr Kleppenkamp. Sind Sie sicher? Haben Sie morgen um Viertel nach elf Zeit? Nein, da schlafe ich noch. Möchtest du mit mir tanzen, Ali? Naja, wenn's sein muss. Möchtest du mich heiraten? Okay, meinetwegen, aber nur dienstags. Wann hast du Geburtstag, Ali? Irgendwann während der Regenzeit. Und was wünschst du dir zum Geburtstag? Einen Staubsauger und ein Mal Mohr im Hemd. Und ein besseres Deutschbuch.

Doch Schluss mit derlei kindischem Getue, im Haus warten schließlich größere Aufgaben auf mich! Ich räume meine Kursunterlagen beiseite und begeben mich auf meinen täglichen Rundgang. Auf dem Gang ist es ruhig, soweit ein Haus ruhig sein kann, in dem zwecks Generalrenovierung Tag für Tag geklopft und gehämmert und gebohrt und geschliffen wird. Aus dem Büro hört man eifriges Geklapper, im Vorbeigehen sehe ich Mira und Hans an ihren Schreibtischen sitzen und in die Tasten hämmern. Brav, brav, rufe ich ihnen zu, nur weiter so! Sie blicken kurz irritiert auf. Die Tür zum Büro unseres Chefaufsehers ist wie immer geschlossen, er wirkt lieber im Stillen, der Mann mit dem bundesdeutschen Akzent aus dem schönen Castrop-Rauxel, der Mann mit dem wohlklingenden Namen Odo Enkel. Wessen Enkel, könnte man natürlich fragen, doch anstatt genealogische Forschungen zu betreiben, nenne ich ihn lieber Edo Onkel oder Onkel Edo oder einfach nur Onkel. Mittlerweile nennen ihn sogar seine Arbeitskollegen so: Da müssen wir den Onkel fragen, sagen sie, Wann kommt der Onkel, wird gefragt, und manchmal heißt es auch: Wenn das der Onkel wüsste ...

Im Wohnzimmer hängen Amal und Kamal vor dem Fernseher, Adolphe hockt vor dem Computer und ist dabei, sich in den Weiten des WeWeWe zu verlieren, und unser Zivildienstler, mit dem wir tatsächlich ziemlich bedient sind, versucht auf den beiden anderen Computern neue Software zu installieren, o weh weh weh! Alle anderen dürften entweder ausgeflogen sein oder sich auf ihre Zimmer zurückgezogen haben.

Als ich an der Waschküche vorbeikomme, dringen verdächtige Geräusche an mein Ohr. Hallo, Ali, grüßt Nino, als ich einen Blick hineinwerfe. Hallo, Rotkäppchen, antworte ich auf Georgisch. Dann bist du wohl der Böse Wolf, grinst sie mich an. Vor Nino Bakuradze aus dem beschaulichen Georgien muss man sich übrigens in Acht oder besser Neun oder Zehn nehmen, sie ist gefährliche fünfzehn, und wenn Mira nicht wäre, dann könnte ich für nichts garantieren ... Ein bisschen sehr lasziv ist dieser Blick, den sie mir zuwirft, man sollte das verbieten in diesem Alter, doch meine ganze Liebe und Lust gilt ja Mira, Mira und sonst keiner anderen auf dieser Welt, deshalb lässt mich dieser Blick völlig kalt. Jedoch, obwohl, obschon, dieses rot gelockte Zausehaar, und da, da recken sich mir doch tatsächlich zwei Knospen unter dem T-Shirt entgegen, begrüßen mich, wollen die Hülle sprengen, aus meiner Hose winkt es zurück mit dem Zaunpfahl, auch hier herrscht mit einem Mal großer Befreiungsdrang, der Körper lügt nicht, was soll man da machen, wenn das Über-Es will, dann ist das Ich vollkommen machtlos. Du hast hoffentlich nicht zu viel Waschpulver verwendet, mein Schatz, erkundige ich mich. Nino holt gerade ihre Wäsche aus dem Trockner und faltet sie zusammen, nicht gerade mit großer Sorgfalt wird hier gefaltet, muss ich feststellen. Ich bin ja nicht Kamal, gibt sie grinsend zurück. Das Kameljunge hat nämlich in der Vorwoche die Waschküche unter Schaum gesetzt: Waschpulver macht die Wäsche sauber, viel Waschpulver macht viel sauber, so dachte er wohl, sofern man das Denken nennen kann. Laut Hans Pogatschnigg gab es schon eine ganze Reihe solcher Überschwemmungen hier, oder vielmehr Überschäumungen, und obwohl man allen Neuen einschärft, ja nicht zu viel Waschmittel zu verwenden, schlagen die Schaumschläger immer wieder zu. Aber gut, im Busch gibt es nun einmal kein fließendes Wasser, Ziegenhirten und Kameltreiber haben keine Waschmaschinen, sie können ja nichts dafür. Jaja, Mira, ich höre schon auf, über Ziegenhirten und Kameltreiber zu schimpfen, ist ja schon gut, mein Täubchen.

Nino, die Schaumgeborene, zieht derweilen ein Kleidungsstück nach dem anderen aus dem Trockner – T-Shirts, eine Hose, einen Pullover –, und dann zaubert sie plötzlich weiße Höschen hervor, es folgen gelbe Höschen, rosarote Höschen, weiße Söckchen, rote Söckchen, ein BH-chen und noch mehr weiße Höschen – – – ach, Mira, rette mich, ich bin verloren! Kann ich dir helfen, frage ich. Wobei, will sie wissen und wirft mir einen amüsierten Blick zu, und obwohl sie kleiner ist als ich, gelingt es ihr, diesen Blick von sehr weit oben herabzuwerfen. O, diese Selbstsicherheit, woher nimmt Fräulein Schaumgeburt bloß diese Sicherheit? In ihrem Alter sollte man das verbieten, in ihrem Alter ist das nicht normal, ich werde Mira oder einem der anderen Betreuer sagen, dass Nino dringend psychologische Betreuung braucht, ja, das werde ich tun. Nino, sage ich, erzähl mir von Georgien, erzähl' aus deinem Leben, zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen. In Georgien ist Nino ein Frauename, erklärt sie mir. Das weiß ich, unterbreche ich sie ungeduldig, und weiter? Sie wendet den Blick ab und faltet das letzte Wäschestück zusammen, schweigend und mit konzentrierten Bewegungen. Ich war eine Heilige, früher, in Georgien, sagt sie schließlich und blickt mir ernst und würdevoll in die Augen. Ich suche nach einer Antwort. Kennst du nicht die heilige Nino von Georgien, unsere wichtigste Heilige? Doch, doch, natürlich, kontere ich rasch, aber du, du bist so heilig wie ... wie ... So heilig wie Rotkäppchen? Ja, genau, so heilig wie Rotkäppchen und der Böse Wolf zusammen, das bist du. Na gut, spielt sie die Beleidigte, dann eben nicht! Ninotschka, erzähl' mir was von dir, bitte ich erneut, doch vergebens. Ich halte ihr flehentlich die Weichspülerflasche entgegen, aber die hartherzige Heilige lässt sich nicht erweichen, schnappt sich den Stoß an gefalteten Kleidungsstücken und gleitet auf einer Wolke aus Omo oder Persil oder Dixan oder Coral aus dem Raum, sic transit Venus coralensis.

Geschichtsmäßig herrscht heute also tote Hose im Leo, oder vielmehr tote Höschen, ich verlasse daher diese geschichtslosen

Gefilde und steige hinab von den Minder- zu den Volljährigen, hinab von kindlicher Unschuld zur sündigen Welt der Erwachsenen, hinab zur Schwarzen Köchin.

Die Tür der Schwarzen Köchin steht immer offen. Auf ihrem Herd wartet ein Topf, der nie leer wird, und es gibt immer genug zu essen, nicht nur für die Götter, die von Zeit zu Zeit bei ihr einkehren, sondern auch für die zahlreichen Sterblichen, die zu ihr kommen. Immer sind ein paar Hungerige da, sie machen es sich auf dem Sofa oder auf großen Sitzkissen bequem, nur Pitra, so lautet der Name der Schwarzen Köchin, hockt auf dem Boden. Ich hab' genug Polster, pflegt sie zu sagen und klatscht sich mit der flachen Hand auf den voluminösen Hintern. Sie geht auch im Winter barfuß, und ihre Füße haben die Größe eines durchschnittlichen Neugeborenen.

Der Boden in Pitras Zimmer ist mit vielen kleinen Teppichen bedeckt, die Wände sind mit Tüchern verhängt. Die dicken Vorhänge vor den beiden Fenstern sind stets zugezogen, dazwischen steht eine Art Altar mit Blumen und ewigem Licht. Auf einer alten Kommode hat Pitra Dutzende von Figuren aufgestellt, Menschen-, Tier- und Fantasiefiguren in jeder Größe und aus jedem nur erdenklichen Material, dazwischen sind wie in einem Stillleben Äpfel und Birnen arrangiert. Von der Decke hängen weitere Figuren an Schnüren, die meisten davon hat Pitra aus Zeitungen und Magazinen ausgeschnitten und auf Karton aufgeklebt. Wozu brauchst du die alle, wird Pitra immer wieder von Besuchern gefragt. Brauchen? Die Schwarze Köchin schüttelt den Kopf. Das sind meine Freunde, sagt sie.

Ich setze mich auf das Sofa neben den graugesichtigen Gjergi, nachdem ich seinen Stock auf den Boden gelegt habe. Na, hast du geschlafen, frage ich ihn auf Albanisch, doch ich kenne die Antwort – sie lautet nie anders als Nein. Andere begrüßt man mit Wie geht's, bei Gjergi lautet die Frage Hast du geschlafen? Es heißt, Frau und Tochter seien ums Leben gekommen oder verschollen, niemand *weiß* etwas, dafür weiß jeder *etwas*, seither, so sagt man, habe

er kein Auge zugetan. Gjergi ist achtundvierzig, Gjergi ist ein alter Mann, Gjergi ist zum Greis geworden. Auf seinen Stock gestützt durchwandert er das Haus, tagsüber und auch nachts, er klammert sich an den Stock wie an eine letzte Hoffnung, die Hoffnung vielleicht, dass seine Frau und seine Tochter doch noch am Leben sein könnten, die Hoffnung auf Erlösung von den Schuldgefühlen desjenigen, der überlebt hat, die Hoffnung auf Schlaf. Nein, antwortet Gjergi auf Deutsch, kein Schlaf, schlafen darf ich nicht. Die Götter mögen dir Schlaf schicken, erbitte ich himmlischen Beistand, dann wende ich mich der allgemeinen Konversation im Raum zu.

Heute wird natürlich über Salva gesprochen, den man frühmorgens verhaftet hat. Glaubst du, er kommt zurück, fragt Halima Dolas, und alle Augen richten sich auf die Schwarze Köchin. Pitra steht auf, geht zur Kommode und fängt an, das Stilleben anders zu arrangieren, auch einige der von der Decke baumelnden Figuren werden umgehängt, dann nimmt sie wieder Platz. Kommt er zurück, fragt Halima noch einmal, doch Pitra macht nur eine kleine, fast unmerkliche Bewegung mit dem Kopf. Ihr habt heute noch nichts erzählt, sagt sie schließlich.

Wer bei Pitra essen möchte, muss nämlich eine Geschichte erzählen, Geschichten sind die Währung, mit der man hier seine Rechnung begleicht. Manche entrichten ihren Erzählbolus auf Deutsch, andere in ihrer jeweiligen Muttersprache, und egal, in welcher Sprache man spricht, man wird von seinen Zuhörern verstanden, Pitras Götterküche macht es möglich. Es haben schon viele versucht, ihr beim Kochen auf die flinken Finger zu schauen und das Geheimnis zu lüften, doch ohne Erfolg. Was ist dein Geheimnis, wird die Schwarze Köchin gefragt. Ich habe keins, gibt sie lächelnd zurück. Esst nur, sagt sie, es gibt genug für alle, und mit jedem Schöpfer gießt sie das Pfingstwunder in die abgeschlagenen Teller und Schüsseln.

Die Geschichten, die man bei Pitra serviert bekommt, sind manchmal erlebt, manchmal erfunden, viele davon sind einfach, um nicht zu sagen einfältig. Anunu Okode aus Nigeria, Mutter

eines Kindes und in Erwartung des zweiten, erzählt heute beispielsweise die Geschichte eines Prinzen, der sich in ein schönes armes Mädchen verliebt. Halima Dolas aus Anatolien, Mutter unzähliger Kinder, erzählt die Geschichte eines schönen armen Mädchens, das sich in einen Prinzen verliebt. Ich erzähle als Kontrast zu so viel edler Einfalt die Geschichte von Yaguine und Fodé.

Yaguine und Fodé sind zwei fünfzehnjährige Jugendliche, sie leben irgendwo am Rande einer großen Stadt in Afrika. Seit Jahren schon herrscht Krieg in ihrem Land, ihre Väter leben wahrscheinlich nicht mehr, ihre Mütter hat man verschleppt, sie selbst sollten Gewehre in die Hand nehmen und kämpfen, wofür genau, das wissen sie nicht. Doch sie haben sich geweigert, und nun müssen sie fort aus ihrem Land. Ein Nachbar aus ihrem Viertel hat es geschafft, er ist in ein Flugzeug gestiegen und ist davongeflogen ins Paradies. Er hat geschrieben, wie es ihm gelang, unbemerkt in das Flugzeug zu gelangen, und sein Bruder hat ihnen den Brief gezeigt. Sie haben seither die Flugzeuge genau beobachtet, die Tag für Tag direkt über ihren Hütten in den Himmel steigen oder aus den Wolken herabstoßen, sie haben das Loch im Zaun gefunden, das der Nachbar in seinem Brief beschrieben hat, und nun kauern sie im Schutz der Dunkelheit hinter einem Busch, das Flugzeug im Blick. Zwei mit gelben Overalls bekleidete Männer sind mit dem Betanken der Maschine beschäftigt, ein weiterer steht am Bug und spricht in ein Funkgerät. Der Tankvorgang wird gleich beendet sein, der Tankwagen wird das Rollfeld verlassen, kurz danach wird der Mann mit dem Funkgerät den Weg zum flachen Flughafengebäude zurücklegen. Yaguine und Fodé haben diesen Ablauf mehrmals beobachtet, und an diesem Punkt beginnt der gefährlichste Teil ihres Unternehmens: Sie müssen die schützende Dunkelheit verlassen, auf das beleuchtete Rollfeld hinauslaufen und die letzten Meter bis zum Flugzeug zurücklegen, ohne entdeckt zu werden.

Einer der beiden gelb gekleideten Männer entfernt soeben den Tankstutzen von der Maschine. Zusammen mit dem zweiten Mann rollt er den Schlauch auf und befestigt ihn am Tankwagen. Beide

steigen ein, der Wagen fährt langsam davon. Der Mann mit dem Funkgerät steht weiterhin vor dem Bug des Flugzeugs und wartet. Yaguine und Fodé sind ganz am Rand des Rollfelds angelangt. Dann hält der Mann das Funkgerät vor den Mund, sagt kurz etwas, dreht sich um und geht Richtung Flughafengebäude davon. Einen Augenblick lang zögern die beiden Jungen, dann stößt Fodé seinen Freund an. Sie laufen hinaus auf das beleuchtete Asphaltfeld, tauchen in den Schatten der Tragfläche, bücken sich mit zugehaltenen Ohren unter den Triebwerken hindurch und erreichen das Fahrwerk. Fodé rutscht ab, als er auf den Reifen steigen will, und verletzt sich dabei die Hand. Doch dann gelingt es den beiden, sich in den Fahrwerkschacht hochzuziehen, auf beiden Seiten gibt es Nischen mit Platz für zwei sehr schlanke Menschen, die Beschreibung im Brief stimmt genau. Sie haben es geschafft.

Als sieben Stunden später ein Flugtechniker auf einem Flughafen irgendwo in Europa am Fahrwerk vorbeigeht, stutzt er einen Moment. Aus dem Augenwinkel heraus sieht er ein Stück Stoff aus dem Schacht hängen. Als er näher kommt, erkennt er ein Hemd. Yaguine und Fodé haben es geschafft. Sie haben es geschafft, in die Zeitung zu kommen, nicht auf die Titelseiten zwar, aber immerhin. Jugendliche im Fahrwerksschacht erfroren, lautet die Überschrift, fünf Zeilen hat die Notiz in der einen, sieben in einer zweiten Zeitung, die anderen Blätter haben keinen Platz für die beiden. Das, meine Lieben, ist die Geschichte von Yaguine und Fodé.

Hör auf, sagt Halima Dolas und hält sich die Ohren zu. Warum du erzählst so traurige Geschichte, fragt Anunu und blickt mich vorwurfsvoll an. Weil Yaguine und Fodé jetzt hier bei uns saßen, wenn sie's wirklich geschafft hätten. Wie weißt du, fragt Anunu. Ich weiß es einfach, sage ich. Sie lässt ein missbilligendes Grunzen hören. Du weißt ja auch, dass dein Prinz das arme Mädchen am Ende bekommt, halte ich ihr entgegen. Das ist anders, kontert sie. Pitras Blick ruht auf mir, ich kann keinen Vorwurf darin entdecken, doch es ist ein wissender Blick. Ich weiß, ich weiß, meine Lie-

ben, fahre ich fort, jeder von euch hat viel Trauriges erlebt, aber es nützt nichts, das Erlebte zu verschweigen. Ihr müsst darüber reden, müsst es loswerden, sonst bleibt es für immer in euch gefangen. Doch ich merke schon, ich rede gegen Wände, und so wende ich mich lieber wieder Pitras Curry zu.

Abends sorgt bei uns im Leo jeder für sein eigenes Essen, abends sind wir also doch erwachsen. Oft genug gibt es noch Reste vom Mittagessen, doch viele meiner Mitbewohner haben einen eigenen kleinen Vorrat an Lebensmitteln und vor allem Gewürzen angelegt und basteln sich daraus ihr eigenes Mahl.

Nachdem ich vom Mittagessen und von Pitras Curry noch ziemlich angefüllt bin, begnüge ich mich heute damit, Freund Djaafar ein wenig von seinem Salat zu rauben. Djaafar Kalakani kann zumindest nicht lautstark protestieren, denn man hat ihm in seiner Heimat Afghanistan die Sprache aus dem Leib geschlagen, gründlich und Wort für Wort. Alles, was er sagen möchte, schreibt er – manchmal auf Deutsch, meist aber in seiner Mutterschreibweise Dari – auf einen kleinen Notizblock, den er immer bei sich trägt. In diesem Fall beschränkt sich sein Protest allerdings auf einen vorwurfsvollen Blick. Protestiere nicht, mein Bruder, tröste ich ihn, Allah wird es dir bald tausendfach vergelten.

Zur selben Zeit beginnt dann auch der allabendliche Streit über das Fernsehprogramm. Es gibt zwei Fernsehgeräte, eines steht im Wohnzimmer, das andere in einem kleineren Aufenthaltsraum, doch elf Jugendliche wollen gleichzeitig ungefähr zweiundzwanzig verschiedene Sendungen sehen. Die Burschen machen immer, was sie wollen, beschwert sich unser Nesthäkchen Djamila, weil Afrim gerade ihre Lieblingssendung unterbrochen und auf einen Sportsender umgeschaltet hat. Natürlich, entgegnet Großmaul Afrim grinsend, wir sind stärker! Die Mädchen will nur Blödsinn schauen, assistiert Kamal das Kamel. Und Männer *reden* nur Blödsinn, beißt Nino ihn an. Und Amal verdreht die Augen, und Adolphe zwirbelt sich den Oberlippenflaum, und beide schweigen

und ragen meterweit aus dem Kindergarten heraus. Kinder, ich hab' einen tollen Vorschlag, wirft Mira in die Runde, wir werden die beiden Fernseher einfach verkaufen, dann müsst ihr nicht mehr streiten. Sehr witzig, gibt Djamila zurück. Du sagst immer, mault Kamal. Mira gelingt es letztlich aber trotzdem, die Wogen zu glätten und aus den verschiedenen Wünschen einen Kompromiss zu destillieren. Ich ziehe mich jedenfalls ins Zimmer zurück, denn wozu in die Ferne schauen, wenn die guten Geschichten so nahe liegen ...

Morgen spielen wir Fußball, schreibt Djaafar, der kurz vor elf Uhr zusammen mit Yaya unser Zimmer betritt, kommst du mit? Wir gehen auf die Donauinsel, mit Tony und dem Onkel. Djaafar ist ein eifriger Fußballer, doch ich lehne dankend ab. Es ist Zeit zum Schlafengehen, ab dreiundzwanzig Uhr herrscht offiziell Nachtruhe, und unsere Gefängniswärter legen großen Wert darauf, dass selbige auch eingehalten wird. Es ist wichtig für euch, dass ihr genug Schlaf bekommt, es ist wichtig, dass wieder Regelmäßigkeit in euer Leben kommt, blablabla, man schläft ja auch wirklich ein, wenn man diese Phrasen tagtäglich zu hören bekommt! Und wer abends länger ausbleibt, der muss sehen, wo er bleibt, Wir sind verantwortlich für euch, Es gibt Jugendschutzbestimmungen, an die wir uns halten müssen, so wird uns von allen Seiten eingebläut. Es ist ja nur zu eurem Besten, sagt der Bauer zu den Hühnern, bevor er sie abends in den engen Stall sperrt; des Habichts Schreckgespenst fest ins Dotterhirn gepflanzt, lassen sie es brav mit sich geschehen, gackern nur ein wenig missmutig vor sich hin. Nun hört schon auf zu schimpfen, sagt der Bauer gutmütig. Und da ist sie schon, die Bäuerin unseres Vertrauens. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser: Alles in Ordnung bei euch, fragt Mira, zwischen Tür und Angel ein Engel. Djaafar nickt. Ja, sagt Yaya, Jaja, sage ich, aber wo bleibt mein Gutenachtkuss? Eine Nuss kannst du haben, gibt Mira grinsend zurück. Warum, frage ich mich seufzend, warum nur gibt es so viel Lieblosigkeit in dieser Welt?

Djaafar und Yaya sind an sich ruhige und angenehme Zimmergenossen – Djaafar, weil er nicht sprechen kann, Yaya, weil er nicht sprechen will –, wären da nicht die nächtlichen Schreie und das Schnarchen. Es ist wieder einmal Yaya, der schreit, und diesmal schreit er so laut, dass sogar ich aus dem Schlaf schrecke. Ich schlage die Augen auf und sehe Djaafar aufrecht im Bett sitzen, er summt leise vor sich hin. Es ist alles okay, soll dieses Summen sagen. Ich sehe im Halbdunkel, wie sich Yaya aufsetzt. Was ist los, fragt er verwirrt. Djaafar summt weiter. Du hast geschrien, sage ich. Ach so. Yaya reibt sich die Augen, bleibt ein paar Minuten aufrecht sitzen, dann lässt er sich wieder ins Bett zurücksinken. Mein Blick fällt auf den Radiowecker neben Djaafars Bett, es ist 0.37 Uhr. Von Djaafar ist nichts mehr zu hören, auch Yaya scheint sich wieder beruhigt zu haben. Doch dann setzt er sich erneut auf, blickt zu mir herüber, steht auf und geht aus dem Zimmer. Es ist 0.42 Uhr, Djaafars Atemzüge gehen regelmäßig. Es ist 0.47 Uhr, irgendwo in der Ferne fährt ein Polizei- oder Rettungswagen durch die Nacht. Es ist 0.51 Uhr, ein wild grunzendes Schwein hat sich zu Djaafar ins Bett gelegt, zwar kann ich es nicht sehen, dafür aber umso besser hören – wenn das der Prophet wüsste! Es ist 0.58 Uhr, und plötzlich gesellt sich zu dem nahen Gurren ein fernes Seufzen und Stöhnen: Da, da, da, hallt es im Innenhof wider, da, da, da, dringt es durch die Papierwände, ich weiß, die Geräusche kommen aus dem dritten Stock, es sind Magomaz und Taisa, jeder weiß es. Da, da, da, die blonde Taisa mit den langen Beinen, Nino nennt sie Barbie, Magomaz, sowohl Musel- als auch Muskelmann, heißt bei ihr Ken, Sie haben schon zwei Betten kaputtgeövögelt, weiß die heilige Nino zu berichten, Aaaaaaaah, tönt es schließlich durch das ganze Haus, und das Schwein in Djaafars Bett scheint ebenfalls kurz vor dem Höhepunkt zu stehen. So, es reicht! Mit einem Ruck reiße ich die Decke weg, stehe auf und verlasse ebenfalls das Zimmer.

Yaya sitzt in der Küche und hält sich mit beiden Händen an einer Teetasse fest. Hast du dein Medikament genommen, fragt Mira gerade, ihre schlanke Hand ruht auf seiner Schulter. Yaya

nickt. Ich gehe wieder schlafen, aber du weißt: Wenn du irgendwas brauchst, kannst du immer bei mir anklopfen. Yaya nickt wieder. Untersteh dich, schwarzer Fremdling, an meines Engels Pforte zu treten, schleudere ich ihm entgegen, doch weder er noch Mira nehmen Notiz von mir. Mira wendet sich zum Gehen und erblickt mich. Na, alles in Ordnung, fragt sie. Nein, nichts ist in Ordnung, wie soll man denn in diesem Irrenhaus schlafen? Der eine schreit wie am Spieß, der Zweite schnarcht wie ein Schwein, die Tschetschenen vögeln sich die Seele aus dem Leib, und tagsüber gibt es erst recht keine Ruhe, da hämmern einem die Arbeiter das Hirn aus der Birne. Na, na, na, beschwichtigt Mira und streicht mir mit der Hand über den Kopf, mit der Hand, die eben noch auf Yayas Schulter und wissen die Götter wo noch gelegen hat. Ich weiche ihr aus. Es wird schon wieder, sagt Mira mit gönnerhaftem Lächeln und geht ungerührt davon. Natürlich, *meine* Probleme werden nicht ernst genommen, aber wenn Yaya schreit, dann kommen alle gelaufen und sind die Sorge in Person: Hast du auch wirklich dein Medikament genommen, mein Süßer, Jederzeit kannst du bei mir anklopfen, mein Liebling, Ich bin allzeit für dich bereit, mein Schatz!

Ich hole mir ein Glas Wasser und setze mich zu Yaya. Yaya, oder eigentlich George Yaya Nagbe, kommt aus Côte d'Ivoire. Okay, es scheint ihm wirklich nicht besonders gut zu gehen: Er sitzt vornübergebeugt am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt, sein Oberkörper wippt langsam vor und zurück. Kopfschmerzen, frage ich ihn in seiner Muttersprache Krahn. Mhm, antwortet er. Er fasst mit einer Hand nach der Teetasse, die andere stützt weiterhin den Kopf. Hast du Albträume? Er nickt, und seine Hand krampft sich um die Tasse. Er ist nicht der Einzige, der nachts schreiend aufwacht, und es vergehe kaum eine Nacht, so erzählt man jedenfalls, in der nicht irgendjemand schlaflos umherirren würde. Ja, es gibt sogar Menschen im Haus – und ich möchte keine Namen nennen –, die behaupten, auch ich würde des Nachts manchmal schreien! Kein Wunder, heißt es dann, bei allem, was er erlebt hat, und mit sor-

genvollen Blicken wollen sie einem gleich Sondersitzungen beim Seelendoktor vermitteln. Tatsächlich habe ich natürlich Besseres zu tun, als nächtens in der Gegend herumzuschreien, und man bleibe mir vom Leibe mit den Nachfahren des Doktors aus der Berggasse – ein Mensch wird ja wohl nicht krank im Kopf, nur, weil man die Familie ein bisschen gefoltert und umgebracht hat!

Träumst du von Côte d'Ivoire, bohre ich weiter. Er reagiert nicht. Seine linke Hand beginnt mit dem grünen Stein zu spielen, den er an einem Lederband um den Hals trägt. Dieser Stein scheint wichtig für ihn zu sein, er trägt ihn Tag und Nacht, und immer wieder streichen seine Finger darüber, als wollten sie sich vergewissern, dass er immer noch da war. Ist das Jade, frage ich ihn. Er scheint mich nicht gehört zu haben, doch seine Finger hören auf, den Stein hin und her zu wenden. Stattdessen beginnt er, mit der Linken einige Male über den Handrücken der Rechten zu streifen. Kennst du dieses Gefühl, dass deine Hände irgendwie nicht ... nicht zu dir gehören, will er wissen. Grundsätzlich kenne ich so ziemlich alles, in diesem konkreten Fall muss ich jedoch mit Nein antworten. Nicht aus eigener Anschauung, gebe ich zu, doch das dahinterliegende Phänomen der Dissoziation ist mir selbstverständlich ein Begriff, es ist ein typisches Symptom bei traumatisierten Menschen. Seine Hände bewegen sich weiter. Es ist wie ... es ist so, als würden sie jemand anderem gehören, sagt er, und ich nicke wissend. Wir sitzen noch eine Weile am Küchentisch, eine Wolke des Schweigens hüllt uns ein, man hört nur das Ticken der Wanduhr zwischen den beiden Fenstern und das Zuschlagen einer Tür irgendwo in einem der unteren Stockwerke.